

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 82 (1995)
Heft: 5: Einzelfälle = Cas particuliers = Individual cases

Artikel: Wie geht's?
Autor: Burgdorf, Ingrid / Burren, Barbara / Froelich, Adrian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-62247>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie geht's?

Wir haben jüngere Architektinnen und Architekten aus allen Landesteilen zu einem Gespräch eingeladen. Uns interessierten ihre berufliche Situation und die Vorstellungen einer Architektengeneration, die sich bisher kaum an Debatten beteiligt noch Kollektivimpulse ausgelöst hat.

Freilich können die eingeladenen Personen nur beispielhaft eine Generation repräsentieren. Unsere Auswahl beschränkte sich auf Verfasserinnen und Verfasser von Projekten oder Studien, die zu Diskussionen Anlass gegeben haben und teilweise in «Werk, Bauen+Wohnen» publiziert worden sind.

Folgende Architektinnen und Architekten haben am Gespräch teilgenommen:
Ingrid Burgdorf und Barbara Burren (beide 1962, Büro seit 1991); Adrian Froelich (1962, Büro mit Martin Hsu seit 1993), Astrid Stauffer (1963, Büro mit Thomas Hasler seit 1993), Roland Harnist (1959, Büro seit 1990), Silva Ruoss (1966, Büro seit 1992), Samuel Bünzli (1966, Büro mit Simon Courvoisier und Alain Roserens seit 1994), Marco Graber und Thomas Pulver (beide 1962, Büro seit 1992), Jean-Pierre Dürig (1955) und Philippe Rämi (1958, Büro seit 1990), Renato Magginetti (1953, Büro seit 1991), Ueli Brauen (1954, Büro mit Doris Wächli seit 1990).
Von der Redaktion haben Ernst Hubeli, Christoph Luchsinger und Christa Zeller am Gespräch teilgenommen.

Froelich: Wahrscheinlich kann ich, was die berufliche Situation betrifft, für die meisten sprechen, insofern als wir auf unsicheren Füßen stehen, lediglich sporadisch kleine Aufgaben bearbeiten können, Umbauten etwa, und bei Gelegenheit an Wettbewerben teilnehmen. Dementsprechend schwebt uns auch eine flexible Bürostruktur mit wechselnden Mitarbeitern und Spezialisten vor.

Bünzli: Wir hatten das Glück, gleich nach dem ETH-Diplom einen Wettbewerb* zu gewinnen. Entworfen wurde in einer lose zusammengestellten Gruppe. Je nachdem, wie das Projekt sich weiterentwickelt, wird die Gruppe zusammenbleiben oder neu zusammengesetzt. Ich könnte mir eine solche Arbeitsform, bei der sich für eine bestimmte Aufgabe eine Architektengruppe findet und dann wieder auflöst, durchaus als Modell vorstellen.

Magginetti: Ich bearbeite auch vor allem kleinere Bauaufgaben. Aus Erfahrung hege ich jedoch Misstrauen gegenüber Arbeitsteilung und Spezialistentum, so dass ich ein Projekt bis zur Realisierung möglichst selbständig zu kontrollieren versuche.

Pulver: Wir machen zurzeit Erfahrungen mit den politischen und behördlichen Hürden, die bei der Konkretisierung von Wettbewerbsprojekten genommen werden müssen. Dabei realisieren wir, wie auf der einen Seite in den letzten Jahren allein die rechtlichen und technischen Rahmenbedingungen verschärft wurden und gleichzeitig andererseits ein steigender Zeit- und Kostendruck unsere Handlungsräume einengt. Dies zwingt uns, besonders in der Zusammenarbeit mit anderen Beteiligten, vermehrt konzeptionell zu arbeiten, um beispielsweise für entwerferische Themen mehr Raum zu haben.

Ruoss: Ich glaube, die Arbeitsteilung in unserem Beruf ist keine Frage des Willens oder des Könnens, sondern der Abgrenzung: In welchen Fragen sind wir als Architekten kompetent?

Es scheint, dass die aktuellen Debatten – in Theorie und Praxis – ohne eure Teilnahme stattfinden. Auch gibt es keine generationsspezifische Position, sei es zu Fragen des Berufsbildes, der zeitgenössischen Architektur oder der Theorie. Weshalb diese Schweigsamkeit?

Harnist: Ich habe den Eindruck, dass wir von einer Publikationswelle überspült werden. Wir blicken zwar mit Neugier auf die neusten Tendenzen, aber auch mit Skepsis. Wir sind gewissermassen Opfer der Medien, weil es uns unmöglich ist, diese Brillanz, diese Schau zu bieten, die heute alle Medien verbreiten wollen. Wir hinken immer einen Schritt hinterher. Unsere abwartende Haltung begründet vielleicht auch der heutige Zwang, etwas Neues, Aufsehenerregendes zu machen. Davon, scheint mir, gibt es inzwischen eine Überproduktion, so wie das Ästhetische, im speziellen die Architektur, ein Ersatz wird – sei es ein politischer oder ein künstlerischer. Ich fühle mich dadurch in einem Vakuum.

Stauffer: Und dieses Vakuum ist möglicherweise noch zu klein, um es mit einer anderen Idee oder Theorie zu füllen.

Graber: Im Vergleich zum Ende der sechziger Jahre, als viele der damals gültigen Vorstellungen von Architektur und Berufsbildern in Frage gestellt wurden und nach einem neuen

* Schützenwiese, vgl. «Werk, Bauen+Wohnen» Nr. 4/94

Verständnis verlangten, ist meiner Meinung nach die heutige Situation inhaltlich anders strukturiert, komplexer und auch schwieriger zu begreifen. Aber ich finde deshalb nicht, dass man pauschal von Schweigsamkeit sprechen kann. Unsere Teilnahme an der aktuellen Debatte konzentriert sich im Moment auf Bereiche, wo wir glauben, Beiträge leisten zu können. Viele junge Architekten beteiligen sich heute vor allem mit Wettbewerbsprojekten und ersten Bauten an der öffentlichen Auseinandersetzung um Architektur.

Froelich: Wir haben aber den Glauben an generelle Theorien verloren und verzichtet auf die Formulierung von Utopien. Unsere bisherige Erfahrung hat gezeigt, dass diese oft wenig umsetzbare Antworten auf Fragen der täglichen Arbeit geben können.

Grob klassifiziert gibt es – zumindest rückblickend – zwei Ebenen der Architekturdebatte. Die erste fragt nach der gesellschaftlichen Legitimation von Architektur: Wofür, für wen braucht es diese Disziplin, was vermag sie in sozialer, ökonomischer und kultureller Hinsicht zu leisten? Die zweite Ebene (die nach unserer Auffassung nicht von der ersten zu trennen ist) bezieht sich auf innerarchitektonische Fragen: Wie kann sich – vis-à-vis – den äusseren, gesellschaftlichen Forderungen Architektur als autonome Disziplin behaupten? Das Interesse an dieser zweiten Ebene hat gewissermassen einen bildungskonjunkturellen Zyklus – die erste Ebene aber ist zwangsläufig eine Herausforderung, es sei denn, Architektur ist keine öffentliche Angelegenheit und wird zu einem privaten Hobby.

Ruoss: Was die «ausserarchitektonische» Debatte betrifft, besteht nach meiner Erfahrung* die Schwierigkeit darin, genau zu definieren, was unser Beruf ist, was er zu leisten vermag und was nicht. Die durch Planung und Architektur Betroffenen zeigen in der Regel eine zu hohe Erwartungshaltung bezüglich dessen, was Architektinnen mit ihrer Arbeit zu erfüllen haben. Durch die an Planung und Architektur Beteiligten (Bauherrschaft, Behörden) erfolgt in gleich hohem Masse eine Kompetenzbeschränkung der finanziellen und zeitlichen Mittel. Die resultierende Diskrepanz zwischen zu erfüllenden Wünschen und zur Verfügung stehenden Mitteln führt die Architektin in ein Dilemma, dem nur intellektuell zu begegnen ist, das aber auch dazu führen muss, dass wir die Grenzen unseres Berufes selber setzen. (Damit ist die «innerarchitektonische» Debatte zwangsläufig gegeben.)

Bünzli: Architektur ist im weitesten Sinn Bedürfnisbefriedigung, im konkreten Fall eine Annäherung an eine solche. Dafür gibt es keine allgemein gültige Theorie, sondern nur Einzelfälle. Das heisst jedoch nicht, dass diese losgelöst vom Kontext für sich isoliert betrachtet werden können.

Brauen: Ich sehe im konzeptionellen Arbeiten durchaus einen theoretischen Ansatz, der die Erfahrungen früherer Architektengenerationen umsetzt. Es ist nicht mehr möglich, eine planerische Aufgabe in allen Fragen in den Griff zu bekommen. Es ist auch wenig sinnvoll, bei architektonischen Aufgaben von der Frage nach der schönen Form auszugehen. Es ist notwendig, mit Spielräumen, mit Ungewissheiten zu rechnen, Konzepte sind Synthesen aus Antworten auf bestimmte Fragen, die freilich, je nach Aufgabe, verschieden gestellt werden.

Stauer: Ich glaube, es wäre eine grobe Unterstellung, zu behaupten, dass unsere Generation Architektur als privates Hobby betreibt. Dafür nehmen wir unsere Arbeit viel zu ernst. Es fällt uns aber schwer, uns in die öffentliche Architekturdebatte einzuordnen. Wir wissen, dass unsere Resultate nicht als Graphiken, sondern erst als gebaute Architekturen messbar sind.

Wenn wir uns in theoretischen Arbeiten mit dem Schaffen von anderen Architekten auseinandersetzen, tun wir dies nicht in der Absicht, daraus umfassende theoretische Erkenntnisse hinsichtlich unserer eigenen Einordnung zu gewinnen. Vielmehr geht es darum, durch präzise Beobachtung ein Bewusstsein für die Zusammenhänge und Strategien in einem entwerferischen Umsetzungsprozess zu entwickeln und dadurch die eigene Wahrnehmung zu schärfen.

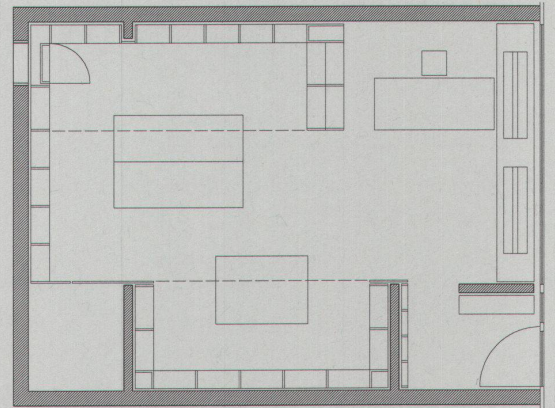
In unserer eigenen Entwurfsarbeit versuchen wir, die praxisbezogene Realität einer Aufgabe zu analysieren, zu begreifen – auf der Ebene des Konzeptes, der Form, des Bildes –, um das Erkannte und Gesehene in Begriffe, in die Sprache zu übersetzen. Dieses Umsetzen ist für mich das eigentliche Entwerfen.

* Vgl. Oerlikon 2000, «Werk, Bauen+Wohnen» Nr. 6/93 und 3/94

Innenraumgestaltung einer
Buchhandlung, Leukerbad, 1993

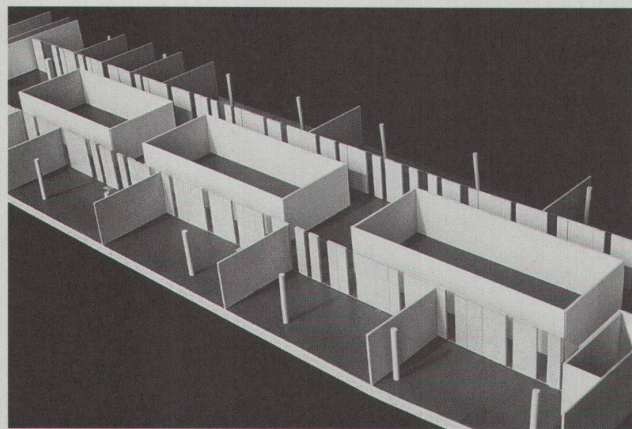
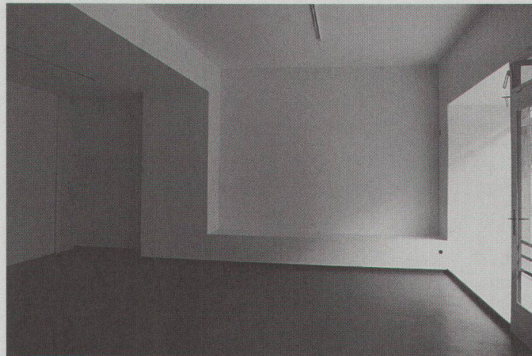
Architekten: Adrian Froelich und
Martin Hsu, Brugg

Foto: Ralph Hut, Zürich



Blumenladen, Haldenbachstrasse,
Zürich, 1995

Architekten: Jean-Pierre Dürig,
Philippe Rami, Zürich



Mieterausbau Newco
im Technopark, Zürich, 1995

Architektinnen: Ingrid Burgdorf
und Barbara Burren, Zürich



Überbauung Breitfeld, Frauenfeld,
Projekt 1994/95

Architekten: Astrid Stauer,
Thomas Hasler, Frauenfeld

Oben: Siedlungskonzept – Bau-
korridore; unten: exemplarischer
Überbauungsvorschlag

Ist es überhaupt möglich, Architektur nicht einzuordnen, ihre gesellschaftliche, öffentliche Dimension auszuklammern und ihre Zusammenhänge zu negieren? Was ist der Gewinn, was der Verlust subjektiver Annäherung an ein öffentliches Medium? Und führt das Postulat vom Praxisbezug und von Pragmatik nicht zum immanenten Widerspruch: Das, was es verspricht, ist nicht Realitätsnähe, sondern virtuelle Fiktion. Wertfreie, ahistorische Entwurfsverfahren und -strategien – gibt es sie tatsächlich? Oder existiert nicht bis heute jene Dialektik der Autonomie, indem eine authentische Architekturskultur mit politischen Mitteln erobert wird?

Magginetti: Ich bin auch der Meinung, dass die Architektur und unser Beruf nicht von gesellschaftlichen Problemen getrennt werden können, auch wenn wir sie nicht lösen können. Die heute verbreitete gesellschaftliche Forderung etwa, sparsam zu bauen, empfinde ich als Verhältnisblödsinn. Denn die gleiche Forderung stellt man nicht an die Strassen, die zum Haus führen oder an andere Infrastrukturleistungen, die – ginge es darum, zu sparen – viel vernünftiger geplant und verteilt werden müssten. Auch der Verschleiss an Ressourcen und durch Konsum wird nicht in Frage gestellt, hingegen sollen Häuser billig und ökologisch sein.

Architektur ist mit Widersprüchen und Klischees konfrontiert. Sie sind ein Thema der Architektur, das mich interessiert, ebenso wie die Probleme, die wir mit der zunehmenden Monopolisierung der Bauindustrie haben. Es scheint mir naiv, diese Zusammenhänge zu leugnen.

Burgdorf: Mit eurer Frage unterstellt ihr uns eine ganze Menge von Dingen, die ich bestreiten würde. Uns geht es nicht um Pragmatismus, sondern um Professionalität. Anstatt uns von Sachzwängen blockieren zu lassen und darunter zu leiden, versuchen wir Strategien zu finden, um uns die Bedingungen, denen wir ausgesetzt sind, anzueignen und so mit ihnen umzugehen, dass sie gewissermassen als Katalysator für den Entwurf dienen können.

Und Subjektivität verstehen wir auf keinen Fall im Sinne von Rückzug und Beliebigkeit. Aber wir suchen auch nicht nach Objektivität oder der «Wahrheit», weil es die unserer Meinung nach nicht gibt oder sie höchstens zur Selbstlegitimation dient.

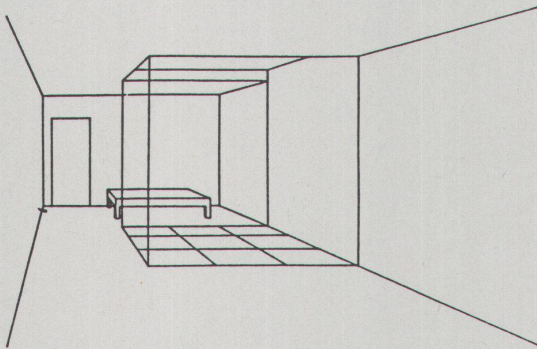
Burren: Ich betrachte diese Frage als relativ angestregten Versuch, uns irgendwo einzuordnen und festzulegen. Natürlich stehen wir in einem gewissen Umfeld, und ich glaube, wir analysieren die Situation, in der wir arbeiten, sehr genau. Unser Interesse kann aber nicht nur darin liegen, uns an den mächtigen Theorien unserer Vorgänger zu messen und zu versuchen, ihnen Gleichwertiges gegenüberzusetzen. Ich glaube, dass die intensive Auseinandersetzung mit der Theorie auch zum Selbstzweck werden kann und frage mich, wie weit sich Worte in Architektur umsetzen lassen.

Froelich: Ein subjektives Vorgehen bedeutet keineswegs die Negierung öffentlicher Interessen. Es ist eine Methode, den widersprüchlichen Bedingungen der Praxis begegnen zu können. Ob sie sich als ein gangbarer Weg erweisen wird, versuchen wir durch unsere Arbeit laufend zu überprüfen.

Bünzli: Ausgangspunkt des Entwurfes ist der spezifische Fall, die konkrete Situation. Diese wird mit den unterschiedlichsten Rahmenbedingungen konfrontiert, und daraus entwickelt sich eine dem Einzelfall entsprechende Antwort.

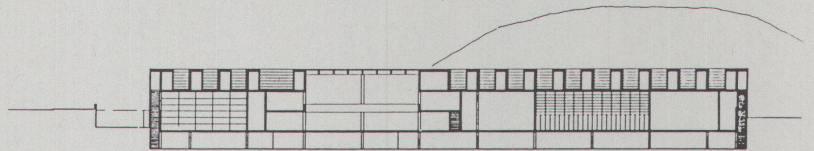
Wer die Zusammenhänge nicht denkt, wird von ihnen zwangsläufig abhängig. Über das, was in der Architektur wichtig oder belanglos ist, entscheiden ja nicht nur Architekten. Gerade ein strategisches Entwerfen würde ja – im Interesse architektonischer Intentionen – bedeuten, ganzheitlich zu denken. Sonst rekonstruieren Entwurfsmethoden – wie in den sechziger Jahren schon erkannt – eine belanglose Technokratie.

Genau das kommt aber in den uns bekannten Projekten nicht (oder nur als Ausnahme) zum Ausdruck. Die gegenteilige Entwurfsstrategie scheint der Normalfall zu sein: entwerferische Codes und Vorstellungen von formaler Reduktion und Materialisierung, gleiche thematische Selektionen und städtebauliche Muster werden weitgehend unabhängig vom Ort und vom Programm repetiert. Es sind entwerferische Standards, die einer Theorie vom Einzelfall widersprechen.



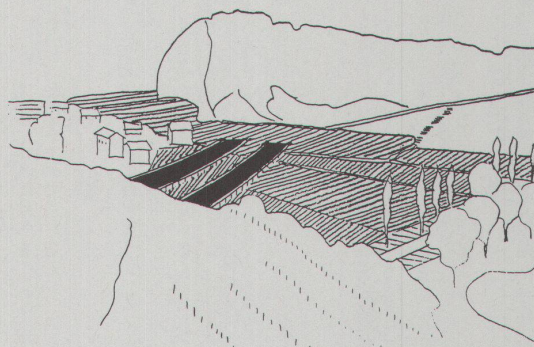
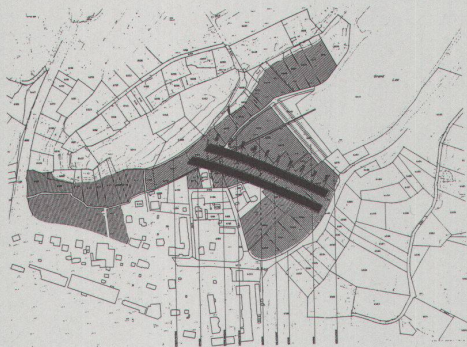
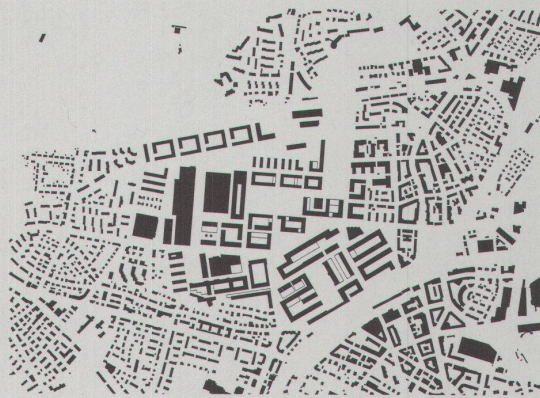
Wettbewerbsprojekt
Park im Grünen, Rüslikon, 1993

Architekten: Roland Harnist, Zürich,
Christine Binswanger, Basel



Entwicklungsleitbild Zentrum
Zürich Nord, 1994

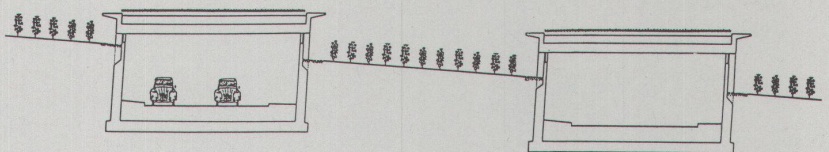
Architekten: Silva Ruoss, Cary Siress,
Zürich



Wettbewerbsprojekt La Géronde,
verbunden mit der Unterführung
Autobahn N9, Sierre, 1. Preis

Architekten: Ueli Brauen,
Doris Wälchli, Lausanne

«Dach» des halb unterirdischen
doppelt geführten Autobahn-
abschnittes mit roten Rosen be-
pflanzt



Froelich: Dass die Entwürfe sich gleichen, kann Ausdruck einer gemeinsamen Erfahrung sein, nämlich eine Reduktion auf entwerferische Aussagen, die man kontrollieren kann. Vielleicht handelt es sich auch um eine Verweigerung, mehr darzustellen, als umsetzbar ist.

Staufer: Die Reduktion der Mittel kann eigene ästhetische Erfahrungen erleichtern. An der sogenannten Einfachheit interessiert uns aber keinesfalls die grundsätzliche Reduktion der Form – sie ist oft auf handwerklicher Ebene schwieriger und aufwendiger zu erreichen –, sondern vielmehr die Beschränkung auf die Elemente im Entwurf, welche von uns als bewältigbar eingestuft werden. Dadurch entsteht eine hierarchische Bewertung der Teile.

Es ist denkbar, dass eine solche strategische Produktion auch zu einer gewissen formalen Vereinheitlichung führen kann.

Bünzli: Vielleicht gibt es diese formale Verwandtschaft, die auf den ersten Blick irritiert. Bei näherer Betrachtung einzelner Projekte zeigt sich jedoch eine viel subtilere Art und Weise, auf unterschiedliche Situationen zu reagieren.

Burren: Die sogenannte Einfachheit ist doch auch ein Versuch der Medien, die Rezeption der aktuellen Situation zu vereinfachen. Mit dieser Zuordnung können Entwürfe leichter dargestellt, leichter etikettiert und leichter kritisiert – um nicht zu sagen, abgestempelt – werden. Komplexere Inhalte werden von den Medien kaum wahrgenommen.

Graber: Formale Zurückhaltung schliesst architektonischen Gehalt nicht aus, erschwert aber möglicherweise die Lektüre eines Projektes. Unsere Siedlungsprojekte* beispielsweise verfolgen zwar alle in erster Linie städtebaulich-räumliche Themen, die, bedingt durch einander gleichende Aufgabenstellungen, verwandt erscheinen, aber den Kontext und das Programm jeweils sehr unterschiedlich interpretieren.

Ist das keine Täuschung? Ist die aktuelle Deutung der Einfachheit nicht eindeutig hermetisch?

Brauen: Für mich wirft die Ökonomie der Mittel keine architektonischen oder semiotischen Fragen auf; sie ist eine Vorgabe, ein Programm, das mir bei den meisten Aufgaben sinnvoll erscheint.

Dürig: Die Mittel, die wir anwenden, beziehen sich – da wir ja noch wenig gebaut haben – vorwiegend auf Darstellungsmittel. Wir versuchen, diese immer der Genauigkeit der Themen und Aufgaben anzupassen. Für einen städtebaulichen Wettbewerb scheint es in der Regel sinnlos, Fassaden zu entwerfen (was nicht heisst, dass uns Fassadenentwürfe nicht interessieren).

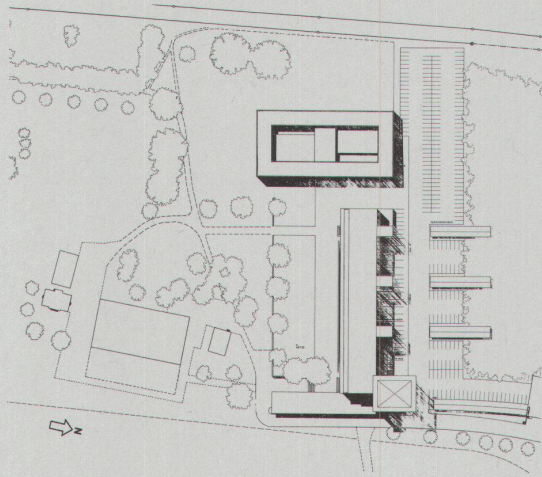
Für uns ist die Reduktion eine Frage der Angemessenheit der Mittel und keinesfalls ein ästhetisches Anliegen, wie etwa: die Welt ist optisch überladen, nun beginnen wir mit der Architektur und vereinfachen sie.

Obwohl in unseren Wettbewerbsentwürfen der Eindruck entstehen kann, wir würden im Trend der einfachen Kisten liegen, ist es unsere Absicht, eine hohe Differenzierung von Räumen und Nutzungsmöglichkeiten zu erreichen. Denn nach unserer Erfahrung wird die sogenannte einfache Form im Verlaufe eines Planungsprozesses oder durch den Gebrauch zwangsläufig zum Hindernis, sei es durch Änderungen von Raumfunktionen etwa oder zusätzliche Anforderungen im Programm. Die schöne, perfekte, einfache Form ist eben oft unbrauchbar. Wir suchen nach der Flexibilität der Form.

Harnist: Dass heute die Architektur – mithin die sogenannte Einfachheit – sich fast ausschliesslich auf Bilder bezieht, ist selber ein Problem für die Architektur geworden. Ihre Komplexität, ihre Vielschichtigkeit wird auf diese Weise banalisiert und auf ein Bild reduziert, das dann in allen Medien erscheint.

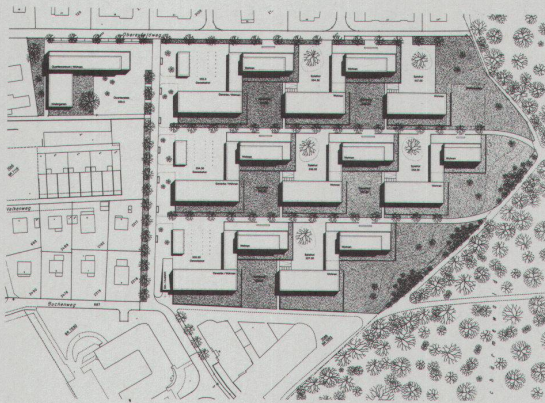
In der Tat scheint sich heute vermehrt die Architektur an ihrer Abbildbarkeit in den Medien zu orientieren und zu messen. Damit verbindet sich eine Spaltung zwischen der wirklichen Wirklichkeit und der Medienwirklichkeit. Die mediengerechte Architektur ist nicht selten mit einem Realitätsverlust gleichzusetzen.

* Vgl. Wohnen in der Weder-Stadt-noch-Land-Zone, «Werk, Bauen+Wohnen» Nr. 5/94



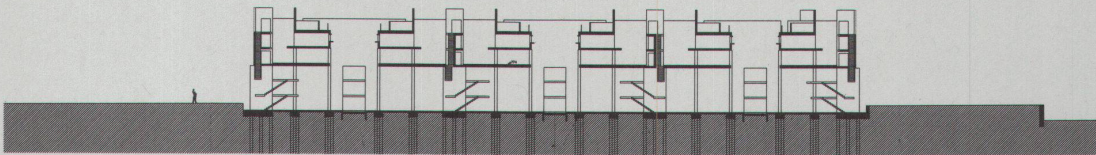
Wettbewerbsprojekt Ergänzungsbauten Armeeausbildungszentrum Luzern, 1994, 4. Rang

Architekt: Samuel Bünzli, Zürich



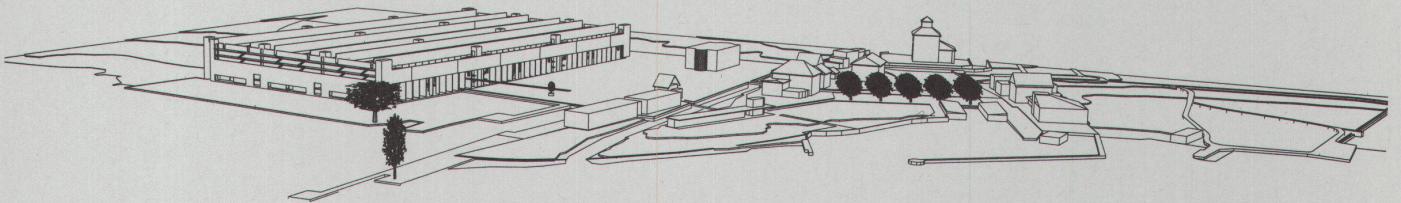
Siedlung Kirchenacker/Eyfeld, Ittigen, Projekt 1993

Architekten: Marco Graber und Thomas Pulver, Bern



Wettbewerbsprojekt Areal Steinfabrik, Pfäffikon, 1994

Architekt: Renato Maggnetti, Bellinzona



In diesem Zusammenhang, scheint uns, hat eine zeitgenössische Architekturtheorie das Ziel, ein Bewusstsein für die Werkbedingungen der Architektur zu entwickeln. Diese Herausforderung beschäftigt heute auch andere kulturelle Sparten, die Kunst, die Literatur.

Stauer: Das ist schön gesagt.

Tatsächlich sehe ich die «Realität», das heisst die Bedingungen, auf die wir in einer Bauaufgabe stossen, als eine zentrale Herausforderung im Entwurf. Ein Beispiel: Wir bearbeiten zurzeit den Gestaltungsplan für eine Einfamilienhaussiedlung. Viele Architekten könnten sich mit einer solchen Bauaufgabe schwertun, weil ihnen das Einfamilienhaus als überlieferte oder gar reaktionäre Wohnform erscheint. Wir sehen dieses Problem, doch reizt uns gerade die Tatsache, uns durch die Auseinandersetzung mit einer – mindestens landesweit – typischen Bauaufgabe aktuellen Zeitproblemen stellen zu können. So besteht jeder Arbeitsprozess im Versuch, das entwerferische Thema herauszukristallisieren, um trotz der gegebenen Widersprüche zu einer Form zu gelangen.

Harnist: Uns prägt vielleicht die Verweigerung, irgendwelche Vorbilder hochzuhalten, auch besteht ein Misstrauen gegenüber den Trendset-Architekturen und brillanten Bilderproduktionen. Das Interesse am Naheliegenden, Gewöhnlichen und Unspektakulären birgt natürlich auch die Gefahr, ins Banale und Pragmatische zu verfallen, das sich von einer Null-Architektur nicht mehr unterscheidet.

Pulver: Es scheint mitunter schwierig, den Bedarf nach Vermittlung von Architektur abzuschätzen. Es fällt aber auf, dass eine steigende Anzahl von Publikationen mehr als nur eine Verwässerung des Gehaltes zur Folge hat. Sie bedeutet zunehmend auch eine Reduktion von Architektur auf das mediengerechte «Bild der Oberfläche». Es erschien mir fatal, wenn aus Gründen reiner Publizitätswirksamkeit die funktionalen und besonders die räumlich-architektonischen Anforderungen an Projekte in den Hintergrund gedrängt würden.

Dürig: Wir arbeiten mit wenig Theorie, aber mit viel Lust. Wir haben beide bei Gisel gearbeitet, der uns zweifellos einen Fundus mitgegeben hat. Wir haben Lust an der herkömmlichen entwerferischen Arbeit, die sich um Räume, Volumen, den Kontext, Proportionen, schöne Bilder und Details dreht.

Stauer: Das scheint mir allerdings eine merkwürdige Antwort auf die Frage, die hier zur Diskussion gestellt wird. Wir werden von Redaktoren eingeladen und gefragt, wieso wir zu aktuellen Debatten und unserer beruflichen Situation schweigen. Und die Antwort ist: wir schweigen, weil wir Lust am Entwerfen haben.

Rämi: Ich sehe das Problem nicht. Ich gehe ins Büro, weil ich Freude habe zu arbeiten, von 7 bis 12 und 14 bis 18 Uhr. Wir brauchen weder Theorien noch Debatten.

Ruoss: Ich glaube schon, dass die Architektur heute mit theoretischen Fragen konfrontiert ist. Mich interessiert vor allem die Frage: woher kommen heute die Bilder? Wie geschieht die Umsetzung von Gedanken, von zweidimensionalen Vorstellungen in ein dreidimensionales Entwerfen? Welchen Einfluss haben die Massenmedien auf unsere Bilderproduktion?

Ich habe grosse Zweifel an der blossen Reproduktion von gewohnten Bildersprachen in Architektur, so wie etwa Nouvel seine Fassaden einfach mit bewegten Schriften ausrüstet. Wird vielleicht die Architektur in der Zukunft eine völlig andere Rolle spielen, ein unberührbares, virtuelles Phänomen sein? Wie beeinflusst heute schon unsere immaterielle Realität die Architektur? Ist Architektur überhaupt noch eine Frage des Bildes? Ist die zukünftige Architektur ohne Identität etwas, das alle Geheimnisse und Interpretationen offenlässt?